

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914)

(Fortsetzung.)

Wer konnte wissen, was sich draußen für Dinge abspielten, was diese verführte Lurche in die schlafende Morgenstille des Schlosses getragen.

Als sie unten auf der großen Empfangsdiel ungeschlüssig stand und nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte, kam die Freitreppe hastig die junge Schloßherrin hinab. Erblickte Marguerite Barrel; und ein lichter Schein, wie Erlösung, glitt über ihr Gesicht.

Das junge Mädchen ging ihr entgegen und begrüßte sie. „Liebes Kind — meine Schwiegermutter hat vor einer halben Stunde einen schweren Schlaganfall erlitten. Helfen Sie mir, raten Sie mir — ich habe keinen Arzt zur Hand. Und vielleicht schon die nächsten Minuten...“

Marguerite Barrel war tief erschrocken. Trotzdem sie die Greisin noch nicht von Angesicht gesehen, wußte sie doch, mit welcher innigen Zärtlichkeit die junge Schloßherrin an der Kranken hing.

Verstört überlegte sie; dann hatte sie blitzschnell die Eingebung:

„Vielleicht, Frau Marquise — drüben im Kavallerhaus, wo all die vielen deutschen Offiziere sind — vielleicht befindet sich unter ihnen irgend ein Arzt?“

„Aber daß ich daran nicht sofort dachte! Marguerite — diesen Vorschlag lohne Ihnen Gott! Selbstverständlich — zu dem Hauptquartier gehört doch auch der Oberstabsarzt Dr. Hartmann. Er ist unbedingt drüben.“

Marguerite Barrel hatte sich schon abgewandt.

„Ich laufe sofort selbst hinüber, Frau Marquise, und hole ihn.“

„Das kann doch Frederic oder irgendein anderer Diener...“

Aber das junge Mädchen hörte nicht mehr darauf. Sie stürmte aus dem Schloß. Sie raste die Mäste zusammen, um schneller laufen zu können. Sie jagte zum Kavallerhaus den breiten Kiesweg hinab. Der war schon wieder belebt von allen möglichen Militärs, Offizieren und unteren Chargen. Hier und da wurde sie angerufen; manch lustiges Scherzwort flog hinter ihr her; einer oder der andere verfuhrte sie auch aufzuhalten — doch im geschickten Bogen entschloß sie ihnen, achtete auf nichts, stürmte nur, so schnell ihre Füße sie trugen.

Eigentlich ging sie das Schicksal dieser alten Kranken Frau da oben im Schloß ja nicht das mindeste an. Sie hätte wirklich ebenso gut irgend einen Diener diesen Auftrag ausführen lassen können. Aber eine Gewalt, die sie nicht verstand, der sie sich völlig unterwarf, trieb sie, ihrer jungen Herrin selbst diesen Dienst zu leisten.

Und während sie so vorwärts jagte, lebte in ihr schattenhaft der Gedanke:

„Vielleicht — wenn die Entscheidung nur von Minuten abhängt und ich bringe den Doktor Hartmann rechtzeitig an das Krankenbett, und die alte Dame wird gerettet — vielleicht, daß ich damit einen Teil meiner Schuld abtrage... meiner Schuld, mich mit einer Lüge in das Herz der schönen jungen Marquise eingeschlichen zu haben!“

Der Doktor Hartmann war nicht mehr im Kavallerhaus. Er war schon zu den Ställen hinübergegangen und stand da mitten in einem Kreise von jungen und älteren Offizieren — und überall fertig gesattelte Gänse, die in den jungen lauffrischen Morgen hineinwieherten und mit den Hufen das Kopfpflaster bearbeiteten, daß die Funken sprühten.

Stand da — lang und hager und gar nicht so ernsthaft, wie er sonst immer trotz seiner achtunddreißig Jahre tat — sondern trümmte sich vor Lachen und schlug sich klaischend auf den Schenkel und freute sich über die Massen. Genau so wie die andern Offiziere. Denn einer von ihnen hatte gerade einen haarebühnen Wig erzählt. Und wenn alles klappte, dann sah die ganze lustige Gesellschaft binnen fünf Minuten im Sattel — jeder mit eigenem Auftrage und eigenem Bestimmungsort... alle aber mit der behaglichen Freude, sich einen Schinder zwischen die Beine klemmen und in diesen wonnigen Frühherbstmorgen hinausreiten zu dürfen.

Da aber schoß zwischen die vergnügte Korona jählings ein junges Mädchen und bahnte sich durch die Offiziere — die sie zum Teil überhaupt noch nicht bemerkt hatten — einen Weg zum Doktor Hartmann; und legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn mit stehenden großen Kinderaugen an; und stammelte:

„Bitte, Herr Doktor — die alte Marquise hat vorhin einen Schlaganfall erlitten! Bitte, bitte, Herr Doktor — kommen Sie ins Schloß!“

Sekundenlang tiefes Schweigen ringsum. Wie weggeschwift das Lachen von all den sonnengebräunten scharfen Männergesichtern. Dann sagte eine rechtshaberische laute Stimme — es war die des Rittmeisters Brännow:

„Sprungaus marsch marsch! Los Sie Weinsäger — rüber ins Schloß! Die alte Dame darf uns nicht sterben — schon nicht aus Rücksicht auf unsere lebenswürdige Hausfrau!“

Der Doktor Hartmann hatte den Säbel aus, weil der ihm sonst bei seiner eiligen ärztlichen Morgenvisite todsicher zwischen die Beine gefahren wäre.

„S, Brännow — sterben! Das wäre ja gelacht! Mit meiner Genehmigung nicht! Also grüßt mir die Schützengräben und die glorreiche Triple-Entente! Vorwärts, mein Fräulein!“

Und als gelte es, ein Match, einen sportlichen Wettkampf auszufechten, rasten sie beide — der lange leberdürre Doktor Hartmann und die zierlich graziose Elsäßerin — Seite an Seite über den Hof; zuerst nach dem Kavallerhaus

hinüber, wo der Oberstabsarzt sich noch verschiedene Medikamente und Instrumente holen wollte.

Wie sie da beide losfuhrwertten — das gab einen so überwältigend komischen Anblick, daß die zurückbleibenden Offiziere trotz des Ernstes der Situation wieder in helles Gelächter ausbrachen, und der trodene Carlasmus des Rittmeisters Brünnow prägte jenes Schlagwort, das die beiden ungleichen Bettläufer von dieser Stunde an nicht mehr los wurden:

„Stettiner Sänger!“

Das war auf lange Zeit hinaus das letzte Mal, daß auf Schloß St. Chamant laut und unbekümmert gelacht wurde. Von dieser Stunde an zog ein fremder Gast in die weiten Räume des Schlosses; unsichtbar und doch allgegenwärtig in Zimmern und Sälen; begegnete einem auf Treppen und Fluren, stand irgendwo im Kofen oder in einer Nische: — die Sorge war es.

Auf leisen Sohlen schlichen die Diener, huschten die Mädchen; keine Tür fiel mehr laut ins Schloß; kein Echo einer unbekümmerten Stimme hallte mehr wider.

Oben in dem Krankenzimmer starb die alte Marquise de St. Chamant. Nicht sichtbar; nicht im Kampf — einfach wie ein Licht, das zu verlöschen droht. Wie die leuchtenden Farben des Spatnachmittags allgemach verblassten.

Siebenundschezig Jahre hatte diese stille vornehme Frau Sommer und Winter kommen und gehen sehen, hatte glückselige Jahre ihrer jungen Ehe durchlebt, hatte Kummer und Herzleid erfahren, hatte Satten und Sohn hingeben müssen. Siebenundschezig Jahre eines Lebens, das reich gewesen war an äußeren Ehren und Würden, an Glück und Schmerz, an Hoffnung und Resignation.

Und nun sank über all dies Erleben und Erleiden unmerklich, lautlos ein dichter grauer Schleier.

Die alte Marquise von St. Chamant starb. Mild geworden an Geist und Körper, dämmerte sie dem ewigen Schlaf entgegen. Vielleicht nur noch Tage — dann trat sie den Weg an in jenes Land, von dessen Grenzen kein Wanderer wiederkehrt.

In dem großen, kunstvoll geschmückten Beit ihres Schlafzimmers lag sie — still, die Augen geschlossen, den Kopf mild zur Seite geneigt, die weissen durchsichtigen vornehmen Hände gefaltet, um die Rippen stets einen seltsam unerklärlichen Zug von Unsicher-sunkenheit und stillem Frieden.

Selten, daß sie einmal die Augen aufschlug, irgend ein Wort sagte, irgendeine Bewegung machte.

Sie war mud geworden — mild geworden am Leben, am Glück und Schmerz. Sie wartete auf die Stunde, die für sie die tiefe fostliche ewige Ruhe bedeuten würde.

Und hätte vielleicht nicht einmal verstanden, daß es Menschen gab, die ihr dies Ausruhen nicht gönnten.

Sie wußte nichts davon, wie der lange Oberstabsarzt Doktor Hartmann ingrimmig und verzweifelt gegen den Tod rang, der seine Knochenhand auf diese vornehme alte stille Frau legen wollte. Sie ahnte nichts davon, daß in ihrem Schlafzimmer, in den Räumen, die sich daran anschlossen, ein junges Mädchen war, ein Kind fast noch, das sie nie je gesehen und das doch dem Doktor so tapfer beistand.

Die junge Marquise hatte nicht zugeben wollen, daß Marguerite Barrel die Pflichten einer barmherzigen Schwester übernahm. Aber ihre junge Schutzbefohlene ließ nicht ab mit Betteln und Bitten, und so duldete sie es schließlich. War im äußersten Grunde ihres Herzens sogar glücklich, ein mitfühlendes junges Menschenkind mit der Pfllege der alten Dame betraut zu wissen.

Sogar dies erreichte Marguerite Barrel, daß nicht — wie ursprünglich beabsichtigt — der Kammerzofe der jungen Marquise die Nachtwachen im Krankenzimmer zugewiesen wurden, sondern daß man ihr diese überließ.

Sie hatte so barmherzige Hände und eine so weiche leise Stimme. Sie verstand es, so lautlos in den Zimmern umher zu wirtschaften; sie begriff so leicht und oft schon durch halbe Andeutungen und Handbewegungen die Befehle und Anordnungen des Doktors Hartmann.

So glitten die Tage dahin — einförmig, gedrückt, grau. Oft schleppend, oft wie von Sturmflugeln getragen.

Hier oben in diesen abseits gelegenen verschwiegenen Räumen starb eine alte Frau, versuchten zwei junge lebensfrohe Menschen dem Sendboten des Todes den Weg zu sperren, ließen sie sich nur in erbitterter Gegenwehr von ihm Schritt um Schritt abringen.

Unten aber und rings draußen in der Welt ging das Leben weiter; stürzte es rastlos vorwärts; brandeten die ewig ruhelosen Wellen des Alltags.

In den wirr durcheinanderlaufenden Schutengraben draben an der Marne und Aisne knatterten Schnellfeuer-salven — im Kanal attackierten deutsche U-Boote tollkuhig gigantische englische Panzer — im armen Belgien, durch das die Kriegsfurie gerast, fieberte bürgerliche Arbeit am Wiederaufbau des Landes — im Kavalleriehause des Schlosses St. Chamant ratterten die Morseapparate, schrillten die Telephonklingeln, hasteten Ordnonnangen und Melbereiter aus und ein, beugten sich sonnengebraunte scharfe Offiziersgesichter über Kellieffarten — und unten im riesigen Bankettsaal erstrahlten allabendlich die beiden riesigen Kronleuchter, waren die weiten Abmessungen des Prunkraumes erfüllt vom Klirren der Sporen, vom Klirren der Gläser und Klappern der Teller, von Leben und Geselligkeit und täglich neuen Plänen.

Nein — das Leben stand nicht still. Es ging über das Erleben des Einzelnen hinweg wie die Mähmaschine über ein reifes Feld.

Und die strahlende Herbstsonne trat ihren Lauf an und verblutete sich tief im Westen; und die Nacht zog herauf und verblaste im zerflatternden Fahlgrau zwischen Tau und Tag — und die Minuten rundeten sich zu Stunden und die Stunden zu Tagen.

Und an einem solchen Tage — da der lodernde Sonnenball schon hinter der gezackten Silhouette der Tannenforst versunken war und nur noch ein lichtrosiger, fast violetter, erloschender Schein in unirdischen Farben den Horizont uberflammete, in Farben, die noch kein Maler je auf seiner Palette fand — an einem solchen Tage starb die alte Marquise von St. Chamant. Sie hielt die Augen geschlossen und offnete sie nicht wieder. Sie atmete leise und schwer — bis dieser Atem allgemach erlosch.

Nur drei Menschen waren es, die dieser Stunde Schicksal auf ihre Schultern nahmen: — die Schloßherrin, der Oberstabsarzt Dr. Hartmann und die junge Marguerite Barrel.

Lange standen sie, als alles vorüber war — standen still und stumm; und hielten den Kopf gesenkt; und hatten schwere Augen, in denen das Sterben dieser alten Frau ein fremdes Leben geweckt hatte.

Jutta war die erste, die den Kopf wieder hob. Das schöne Gesicht marmorbleich, die Lippen ruhig, über den Augen einen Schleier.

Sie erreichte dem Oberstabsarzt, danach ihrer jungen Schutzbefohlenen stumm die Hand — wandte sich ab, verließ stumm das Zimmer. Sie hatte in dieser Stunde kein Wort gefunden und die beiden andern hatten kein Wort von ihr erwartet.

Sie starrten ihr nach und starrten noch immer auf die Tür, als die sich schon geschlossen hatte.

Und dann waren sie beide allein; und dann wandte sich der lange Doktor Hartmann der jungen zierlichen Marguerite Barrel zu.

Es war das erstemal in all diesen schweren Tagen, daß er sie aufmerksam und mit Muße betrachtete. Es war das erstemal, daß er die seine Schönheit ihres Gesichts, den unberührten Liebreiz ihrer Jugend gewahrte.

Zur Linken den Tod, zur Rechten blühendes taufisches Leben... so stand er ein paar Sekunden; so haftete sein Blick für ein paar Herzschläge an Marguerite Barrel.

Und dann streckte er ihr in seiner ehrlichen offenen deutschen Art die Hand entgegen, hielt die ihrige fest, die sich zögernd hineinlegte; und sagte schlicht und klar:

„Kind — ich danke Ihnen. Sie waren mir in diesen Tagen ein tapferer Kamerad. Und wenn wir auch nichts ausrichten konnten, jedenfalls dürfen wir das Bewußtsein haben, unsere Pflicht erfüllt zu haben. Ich habe bisher von den Französinnen nicht viel gehalten, aber ich sehe — es gibt auch Ausnahmen unter den Frauen dieses Landes. Nochmals — seien Sie bedankt.“

Die kleine Marguerite Barrel aber hat oft später dar- über nachgedacht und hat nie recht begriffen, was das für ein sonderbarer Zwang war, der sie trieb — vor einem Mann, der sie bisher nie beachtete, ihr Vaterland zu ver-raten und die Lippen zu öffnen und zu erwidern:

„Ich bin auch keine Französin — ich bin Elsfasserin.“

(Fortsetzung folgt.)

### Bansai!\*)

In einem Hohlweg, von den Kameraden auf Kuhweite getrennt, lag eine halbe Kompanie vom Sechsbataillon. Darunter Klaus Fittje. Dreihundert Meter zurück, bei der Bedienungsmannschaft der Geschütze, war der alte Sondermann. Verborrnde Grasbüschel und graugrünes Kieferngestrüpp wuchsen aus den Granitblöcken. Hinter jedem Strauch und jedem Busch lag ein Soldat, den Ansturm des Feindes hungrig erwartend.

Dreimal zeigte sich hoch im Blauen über ihnen ein japanischer Flieger. Das Fieber des ersten Gefechts packte den jungen Klaus Fittje und schüttelte ihn wie einen Kranken. Blüdsings, aufrausend im Born, gab er zwei Schüsse auf den Flieger ab, ohne ihn zu treffen.

„Munition sparen, Sie Kerl da!“ schrie ihm ein Unteroffizier zu. „Blödsinn, in die Luft zu schießen!“

Es war hoher Mittag. Im wolkenlosen, tiefblauen Himmel brannte die Sonne, die Strahlen jürzten prasselnd auf den nackten Granit der Prinz-Heinrich-Berge und flogen sengend und stürzend wieder hoch. Wie wirres, schwarzes Gesecht liefen hier und da die Wurzeln des Kieferngestrüpps über den Gneis.

Reglos lagen hinter den Steinblöcken und Büschen des Hohlweges die deutschen Soldaten, lauerten die paar Maschinengewehre. Halbblau erzählte einer von den wenigen, die den Engpaß im Lauschangebirge stundenlang gegen eine dreißigfache Uebermacht gehalten hatten, von dem schlechenden Herankommen und dem tapferhaften Anspringen der Japaner. Es waren schreckliche Stunden gewesen, aber immer wieder war der Anspring des Feindes im Feuer der paar deutschen Maschinengewehre zusammengebrochen.

Erst als es den Japanern gelungen war, zwei schwere Geschütze vor dem Schluchweg in Stellung zu bringen, hatte sich die deutsche Mannschaft im Lausfchritt zurückgezogen. Aber der Feind war nicht gefolgt. In Hügeln geschichtet lagen seine Toten im Hohlweg. Während der Soldat noch erzählte, knallten plötzlich kurz hintereinander drei Schüsse im Vorgelände.

Kam das von der deutschen Patrouille, die man vor einer Stunde hinausgeschickt hatte? War sie entdeckt, niedergeschossen? Trauf die Graniterde ihr rotes Blut?

Die deutschen Soldaten hinter den Büschen und Blöcken des Hohlweges streckten die Köpfe vor, lauschten in feberhafter Spannung, hoben die Gewehre. Keiner sprach; man hörte das schwere Atmen und das Klappen des Blutes hinter den heißen Stirnen.

Nach zwei Minuten sah Klaus, vierhundert Meter voraus, drei, vier, fünf Köpfe wie formlose Schatten zwischen den Granitblöcken auftauchen und blitzschnell wieder verschwinden.

Bei den Deutschen blieb alles ruhig. Kein Kopf hob sich, kein Schuß löste sich aus den Rohren. Nur der Atem glug den Männern rau und kurz aus der Kehle.

Der Flieger hatte die Stellung entdeckt, das war augenscheinlich; nun kamen die Japaner heran, schleichend wie Ragen, die auf Raub ausgehen, unheimlich wie Geister der Hölle.

Mit einemmal tauchten vierzig, fünfzig Köpfe gleichzeitig auf, dicht aneinandergebrängt. Klaus Fittje sah deutlich die blauen Mägen, darunter die schiefen Augen, die gelben, glänzenden Gesichtsränder und auf den Schultern die roten Achselklappen.

„Bisler fünfshundert!“ flüsterete es von Mann zu Mann.

Da schob sich, kaum dreißig Meter voraus, vorsichtig ein gelbes Gesicht hinter einem Grasbüschel hoch, ein fragenhaftes, verzerrtes Japanergesicht. Der Kerl trug keine Mütze. Das schwarze Haar glänzte wie blankes Fett in der Sonne.

Ein Schuß bei den Deutschen, ein rasch auflegendes weißblaues Wöllchen, weit voraus ein tierischer Schrei, ein hochdringende Geschnalze, die das Gewehr in der weit ausgestreckten Hand hielt und sah zu Boden stürzte.

„Getroffen!“ schrie Klaus außer sich. Jetzt erst, als er den Japaner stürzen sah, kam ihm das Bewußtsein, daß er es gewesen war, der gegen das Kommando den ersten Schuß abgegeben hatte.

Da brauste dieurchbare Woge auf.

Hinter jedem Block, hinter jedem Grasbüschel, hinter jeder Kiefernstaude kam es hoch; Degen blitzten, Gewehrläufe starrten, wie roter, dicht aneinander gedrängter Mohn, leuchteten viele hundert Achselklappen; ein Wirbel von Schreien tobte gellend zum Himmel empor. Aus einer Entfernung von mehr als dreihundert Metern stürzte die blaue Woge, aufgereizt durch Klaus Fittjes Schuß, zum Hohlweg. Wie die brüllende Brandung kam sie heran. Es gellte wie das heisere Gesecht von zehntausend Geiern: Bansai! Bansai!

In dem Augenblick, wo die blaue Woge sich aus dem Gewirr der Granitblöcke vor dem Hohlweg aufbäumte, taten sich donnernd die Mäuler der drei deutschen Geschütze auf. Es war, als schlugen gigantische Hämmer auf dumpf ähnendes Metall. Heulend schoben die Schrammelschiffe über die Köpfe der Deutschen weg, schreiend zerbarsten sie über den Ketten der wild herantürmenden Japaner, aus weißen Wolkensegen spritzte der eiserne Tod. Draßen leiteten gelbe Flammen aus Hundert Rohren; die ersten Kugeln rannten in den Hohlweg. Der Mann neben Klaus, der eben noch von der heißenhaften Waffentat im engen Hohlweg erzählt hatte, kniete

\*) Mit Erlaubnis des Verlags Eugen Saker in Heidbrunn, aus dem demnächst erscheinenden Buch „Die letzten Tage von Tsingtau“, erzählt von Kurt Richter. (M. 1, geb. 1,60). Wir werden nach Erscheinen auf das glänzend geschriebene Buch zurückkommen.

jäh zusammen und schrie aus schrecklicher Todesnot: „Mich hats getroffen!“

Er stürzte vornüber; Blut troff aus der Brust über den Rücken; aus der erstarrten Hand sank das Gewehr.

Blitz auf Blitz kam das Feuer aus den Rohren der Deutschen. Jeder Mann schob, lud, schoß, lud. Kaltblütig mit heißen Augen ein reiches Ziel suchend, zogen sie die Gewehre ab.

Den Leuten bei den beiden Maschinengewehren, die in buschüberdeckten Felskloten aufgestellt waren, rann der Schweiß vom Gesicht. Tack, tack, tack mähten die Maschinengewehre die brüllend vordringenden Reihen der Japaner ab.

Die Woge stante sich; Opfer um Opfer kniete nieder; die Woge überschlug sich; dann brach sie zurück, als fände sie in den vordringenden, heulenden, von Hunderten von Kugeln durchsürzten Luft einen unbewingbaren Widerstand. Hinter den Felsklößen im Hohlweg stieg ein triumphierendes Durra zum blauen Himmel hinauf.

Aber aus neue donnerte die mächtige Welle heran; wie ein wild brausender Stiefbach stob der Schlachtrauf der Gelben: „Bansai! Bansai!“ zu den Deutschen herüber. Die gelben Horden kamen gerannt wie tollkühne, wuschmaubende, blutgierige Bestien. Bernichtend strich das Feuer der deutschen Gewehre und der Maschinengeschütze die stürmenden Ketten entlang. Hunderte sanken, aber immer neue Massen schien die Erde zu gebären.

Klaus Fittje schoß unermüdet. Seltsam, wie ruhig er war! Mit harten, grimmigen Bewegungen schob er die Patronen in den Verschluß, kaltblütig nahm er seinen Mann aufs Korn, zwei Sekunden lang zielte er, immer mitten in ein gelbes Gesicht; dann zog er das Gewehr ab.

„Wieder ein Schuß weniger auf der Welt“, murmelte er, wenn er den Gelben, den er getroffen hatte, springen und stürzen sah.

Ueber die zu Hügeln aufgeschichteten Leiber ihrer Toten drängten die Japaner in den Hohlweg. Es ging Mann gegen Mann, Kolben gegen Kolben. Aufhalten die gelbe Bande! Aufhalten!

Die Maschinengewehre mußten mitten in der Arbeit aufhören; die Geschütze waren längst zurückgenommen worden, im wirren, wilden Handgemenge unterschied man nicht Feind und Freund. Es war ganz unmöglich, den Hohlweg gegen diese ungeheure Uebermacht zu halten; nur Zeit gewinnen, bis die Maschinengewehre und die Geschütze in Sicherheit waren.

„Bansai! Bansai!“

Immer heulender, immer tierischer gellte der Schlachtrauf der Japaner.

Wie schreiende Affen; genau wie schreiende Affen! dachte Klaus. Und wie sie schossen, diese gelben, schläglaugigen Boerge, hinter deren dünnen Lippen beim wilden Bansaischrei die großen Zähne blitzten.

„Und wir sind doch eure Lehmeister!“ schrie Klaus Fittje außer sich, ganz vom schrecklichen Tummel des Kampfes ergriffen. Er packte sein Gewehr beim Lauf und sprang mitten in ein Radel Japaner hinein, die wie aus einem umgekehrten, umerhöpfligten Trichter in den Hohlweg eindrangten. Sein Durra fuhr wie Donnerhall zwischen die Japaner, sein ganzes Wesen war in Born und Wut aufgelöst, er schlug bestimmungslos mit dem Kolben um sich und traf mit jedem Stieb einen Feindeskopf.

Da hing einer, ein Offizier, aus beiden Beinen blutend; mit zeretzter Wade, mit zermetteltem rechten Arm, ein blutender Klumpen Fleisch fast nur noch, im Kieferngestrüpp hoch am Abhang des Hohlweges. Mit der linken Hand hielt er das Gewehr, mit den großen weißen Zähnen riß er verzweifelt am Abzug. Klaus Fittje sah die blitzenden Augen unter der schrägen Lidfalte, er sah die Mündung des Gewehres, die auf sein Herz zielte, er hörte den Wuschrei dieses Japaners, der verblutend im Kieferngestrüpp hing, und sah die Flammenzunge aus dem Rohr brechen.

Das alles sah Klaus Fittje wie durch einen Nebel von weißem Dampf und totem Blutdunst; dann spürte er einen dumpfen Schlag gegen den rechten Arm. Er griff hin, warm quoll ihm das rote Blut über die Hand. Das Bild der wahnsinnig kämpfenden Menschen verwirrte sich ihm zu einem schrecklichen Wirbel; schwarze Schatten wogten auf; dumpf verebbte in seinen Ohren der gräßliche Lärm; mit einem wehen Schrei sank er hin.

Ein Name, ein letzter Ruf wollte aus der Tiefe seiner Seele noch aufsteigen; aber es war aus; schwarz... alles schwarz.

Und über ihn hin brauste wie eine blutgierige, schreiende, bellende Meute toll gewordener Hunde der Sturm der Gelben.

### Vermischtes.

\* Der alte Fröh als Kaffeeseind. Die Einschränkung im Kaffeeverbrauch, die die Kriegszeit mit sich bringt, wird uns allmählich wohl wieder zu den guten Morgensuppen zurückkehren lassen, bei denen unsere Voreltern sich wohl befunden und ein behagliches Alter erreicht haben. Zum Trost sei daran erinnert, daß es noch gar nicht so lange her ist, seit der Kaffee als Volksgetränk allgemein verbreitet und beliebt wurde, und daß in manchen Gegenden auf dem Laude noch heute eine Suppe die Stelle des Kaffees vertritt. Der alte Fröh hielt das braune Gebräu für eine Teufelsfindung und einen schädlichen, zum mindesten aber überflüssigen, neunodischen Luxus. Mit dem Krüstkoch ließ sich dagegen nichts machen, aber die Steuerschraube konnte vielleicht helfen.

Er machte deshalb den Handel mit Kaffee — ebenso wie den mit Tabak — zum Monopol des Staates und legte hohe Abgaben auf diese Ware, schon um den der Gesundheit abträglichen Genuss des Getränkes einzuschränken. Die Bevölkerung, namentlich die von Berlin, hatte sich aber schnell an den Kaffee gewöhnt, daß alle Volksteile mit der Maßnahme des Königs höchst unzufrieden waren. Doch gegen alle Eingaben um Aufhebung der neuen indirekten Steuer und gegen alle persönlichen Vorstellungen wegen Verbilligung des beliebigen Einfuhrartikels blieb Friedrich taub. Mit einer lakonischen Verfügung tat er die Sache ab: „Seine Majestät sind höchstselbst in Ihrer Jugend mit Bieruppe erzogen, mithin können die Leute ebenso gut mit Bieruppen erzogen werden. Das ist viel gesünder als der Kaffee.“ Die Mißstimmung, die sich schon zu jener Zeit breit gemacht hatte, schäufte der König gering ein, und dem Spott gegenüber wußte er, der überhaupt ausgezeichnet mit seinen Untertanen umzugehen verstand, den rechten Ton zu treffen. Als er einmal in Begleitung eines einzigen Reitknechtes in der Nähe des Berliner Schlosses ausritt, bemerkte er am Werderischen Markt ein großes Gedränge. Er schickte den Reitknecht hin, um zu sehen, was die Leute da zu sehen hätten. Der kam zurück und meldete verlegen: „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen.“ Nun ritt der König selbst heran, das Volk drückte sich schon zur Seite, und er sah eine Kavaliatur, die ihn selbst darstellte, wie er auf einem Schemel saß, mit der Rechten eine Kaffeemühle drehte und mit der Linken die herausfallenden Bohnen sammelte. Beim Vornausbruch erfolgte, wie die Umstehenden wohl erwartet hatten, sondern laut rief der König: „hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen!“ Die Worte trafen ins Herz des Volkes. Ein lauter, allgemeiner Jubel erhob sich. Man riß das Blatt herunter, zerriß es in tausend Fetzen und ließ den König, der langsam weiterritt, immer wieder hochleben.

### Vlächertisch.

— **Werkbund und Mitteleuropa** von Prof. Dr. Ernst Jäch. Vortrag auf der Jahresversammlung des deutschen Werkbundes in Bamberg. Weimar 1916. Verlag Gustav Kiepenheuer.

— **Menschen ohne Heimat.** Roman von Johannes Wehrmann, Pastor in Hamburg. Verlag: Deutschlands Großloge II des F. D. G. L., Hamburg 30. 352 Seiten. In seinem Leinenband M. 5.—. Volksausgabe, ungekürzt, kartoniert M. 2,50.

— **Ludwig Thoma, Das Kälbchen,** Novellen. Umschlagzeichnung von Olof Gulbransson. Preis geheftet 3 Mark, in Pappband 4 Mark 50 Pf. Verlag von Albert Langen in München.

— Nach jahrelanger Pause ist dies wieder das erste größere Buch von Ludwig Thoma, ein „neues“ Buch im strengsten Sinne des Wortes, insofern, als die darin enthaltenen vier umfangreichen Novellen vorher überhaupt nicht — auch in Zeitschriften nicht — veröffentlicht waren. Mit herzlichster Freude wird die große Gemeinde des Dichters nach diesem Werke greifen. Der Titel des Bandes, den Olof Gulbransson mit einer köstlichen Umschlagzeichnung geschmückt hat, sagt wohl schon, daß uns hier wieder eine Gabe des Humoristen Ludwig Thoma beschieden wird, und sie gehört sicher zu dem vollendetsten und besten, was wir ihm auf diesem Gebiete verdanken. Es wird vielen ein Trost in unserer ersten Zeit sein, sich von diesen Novellen eines unserer bedeutendsten lebenden Humoristen für einige Stunden in die Regionen beschaulicher Heiterkeit entführen zu lassen.

— **Großer Bilderatlas des Weltkrieges.** 14. Lieferung: Nordpolen und Aurland. 15. Lieferung: Italien. 16. Lieferung: Der Krieg in England. (München, F. Bruckmann N.-G. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.) Lieferung 14 zeigt uns Land und Leute in dem von uns besetzten Polen und Aurland und verbildlicht die so unsagbar aufreibenden, aber siegreich durchgeführten Kämpfe unserer Ostarmeen im Kriegsjahr 1916. Die Italien gewidmete Lieferung 15 bringt u. a. hervorragend schöne Aufnahmen von den Stellungskämpfen am Isonzo und in den Alpenländern. Was das Hochgebirge — sonst die Stätte des Friedens und der Unberührtheit — in dem Kriege gegen Italien für militärische Bedeutung gewonnen hat, davon kann sich auch der Late einen Begriff machen, wenn er sich in diese authentischen Bilder versetzt. Die Englandnummer (Lieferung 16), die mit den führenden Männern Albions einleitet, widmet der Rekrutenwerbung einen ziemlich breiten Raum. Wie die größten und feinsten Mittel einer aufpeitschenden Reklame für den Versuch angewandt werden, Armeen aus der Erde zu stampfen, das entbehrt für uns Deutsche nicht einer gewissen Komik. Diese wird bald von einem Gefühl der Benützung abgelöst, wenn wir die Erfolge unserer Juppelingschwader in Augenschein nehmen, die in Liverpool, Manchester, Sheffield, Leeds und an der englischen Ostküste von Dover bis Edinburgh gewaltigen Schaden anrichteten und das selbstlichere Inselvolk aus seinem Gleichgewicht brachten. Selbst für denjenigen, der die große Zahl der deutschen Zeitschriften regelmäßig studiert, hält jede Lieferung des „Großen Bilderatlas des Weltkrieges“ noch viele unentdeckte Schätze bereit, deren übersichtliche, geschmack- und planvolle Anordnung die oft schon chaotischen Vorstellungen der Ereignisse auf den zahlreichen Kriegsschauplätzen aufzuheben und zu klären geeignet ist.

— Die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Verlag von J. J. Weber, Leipzig; Preis vierteljährlich M. 9,50) bringt in ihrer neuesten Nr. 3812 am 20. Juli als besonderen Schmuck zwei ganzseitige farbige Bilder „Felddurchbohrung für einen Minenverferstand in den Vogesen“ und „Erklärung des russischen Dorfes Grundst.“. Weitere größere Illustrationen behandeln die gegenwärtigen schweren Kämpfe in Böhmen, das Ringen um Verdun und an der Somme u. a. m. An der Spitze des textlichen Teiles steht ein höchst instruktiver Artikel von Stadtrat a. D. Dr. Luther, Geschäftsführer des Deutschen Städtetages, über die Wasserleitungen, in dem vornehmlich die sozialpolitischen und organisatorischen Grundlagen dieser bedeutsamen Kriegsmäßnahme behandelt werden. Die Aufhebung der Londoner Deklaration durch England gibt dem berühmten Rechtslehrer Geheimrat Professor Dr. Josef Kohler Gelegenheit zu einer interessanten juristischen Unternehmung. Der Fahrt des ersten Unterseebootes „Deutschland“ von Bremen nach Baltimore ist ein weiterer, von vier Illustrationen begleiteter Artikel gewidmet.

— **Kürschners Bücherschau.** Band Nr. 1071: Der Mann mit den Tausendkronenscheinen. Kriminal-Roman von Sven Elovst ad. 111 Seiten Umfang. Preis 20 Pf. — Band Nr. 1072: Prinzessin Anne-Marie. Kriminal-Roman von Ilse Dore-Lanner. 95 Seiten Umfang. Preis 20 Pf. — Band Nr. 1073: Induktivritter, Erlebnisse eines modernen Abenteurers. Von Dagobert Bondy. 94 Seiten Umfang. Preis 20 Pf. — Fern. Hügel Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— **Neuerwerbungen aus Reklams Universalbibliothek.** — Nr. 5851: Eine Jahrmärktserenerung u. a. Erzählungen von Karl Gwald. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von D. Reventlow. — Nr. 5852: Der Weltkrieg 1914/18. Gesammelte Berichte von Generalmajor v. Voebell. Dritter Band. Von der Wiedereinnahme von Lemberg bis zum Jahreschluss 1915. — Nr. 5853, 5854: Ueber meine theatralische Laufbahn. Von August Wilhelm Tjlland. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Eduard Scharrer-Santen. Mit einem Bildnis Tjllands. — Nr. 5855: Kriegsnovellen. Siebenter Band. Mit Beiträgen von Hau, J. Göh, A. G. Krueger, W. Jenneemann, Ret Marut, A. Möller, M. Großbauer, W. Schreiner, J. Weisskirch, R. Zwerger. — Nr. 5856: Große Kinder. Drei lustige Akte von Hans Sturm. Verf. von „Der ungetreue Eward“ und „Lehmans Kinder“. 1. Feingebunden. 2. Fricolin, das Wunderkind. 3. So wars einmal. — Nr. 5857: Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst. 29. Band. Joseph Haydn. Die Jahreszeiten, Oratorien. Geschichtlich und musikalisch analysiert mit zahlreichen Notenbeispielen von Max Chop. — Nr. 5858, 5859: Der dritte Schuß. Eine Jagd- und Kriminalgeschichte von F. U. v. Byern. — Nr. 5860: Humoresken von Oskar Blumenthal.

— **Die Quelle der Gesundheit** ist im Familienhaushalt für jede Familie eine Stätte des Glückes und Wohlstandes. Mit 50 Abbildungen. Hausbeispiele in Ansichten und Grundrissen. Von Professor Baumgart. 14. und 15. Auflage. M. 1,10 portofrei. Heimkulturverlag Wiesbaden.

— **Wie ich mit meinen Jungen das Glücksheim mir errungen.** Ein Eigenheim für 1000 M. in 6 Wochen schlüsselfertig sofort bewohnbar auf und mit der eigenen Scholle ohne einen gelernten Maurer errichtet. Von der Gesellschaft für Heimkultur, e. V., allen tatkräftigen deutschen Männern zur Nachahmung dargestellt durch Lehrer A. Neumann. Mit vielen Abbildungen. Preis 75 Pf. (Porto 10 Pf.) Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H., Wiesbaden.

### Wiessener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

**Sonntag:** Pilzsuppe, Schweinecoteletts mit Römischkohl und Kartoffeln, Dindmischpudding.

**Montag:** Gemüsesuppe mit Grischlöhren.

**Dienstag:** Hasersuppe, Weidelbeerplattchen.

**Mittwoch:** Kartoffelsuppe, Wirsing mit Hammelfleisch (Einstopfgericht).

**Donnerstag:** Bohnensuppe, Schellfisch mit Senftunke.

**Freitag:** Würfelsuppe, Kartoffelsöhle mit gekochten Birnen.

**Samstag:** Suppe von frischen Erbsen, Dampfkraut mit Kartoffelbrei.

### Rätsel.

Labial gewähr' ich dem Peere, verjorg' es mit Trank und mit Speis; Fügt du „le“ noch in mich, bin ich der Sängerin Siel.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

Weiße.	Schwarze.
1. T g 7 — e 7 f	L d 7 — e 6
2. T e 7 n. e 6 f	K e 6 n. e 6
3. L h 7 — g 8 f	K e 6 — e 5
4. D d 8 — e 7 f	D b 4 n. e 7
5. S d 2 — c 4 f und Mat.	